Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 40

Artikel: Trübes Wetter

Autor: Keller, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646602

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40
XV. Jahrgang
1925

Bern
3. Oktober
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Trübes Wetter.

Von Gottfried Keller.

Es ist ein stiller Regentag
So weich, so ernst, und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt
Beschaulich über Berg und Tal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach;
Die Lebenslust, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Das Verbrechen der Elise Geitler.

Von Hermann Kesser.

1

Noch vor wenigen Jahren konnte man in Berligenfeld, hart an einer alten Holzbrücke am Berliger Bach, und zwischen alten Kastanienbäumen das kleine weiße Landhaus sehen, in dem Gertrud und Otto von Sohr, die beiden Geschwister, mit ihrer alten Dienerin Elise Geitler wohnten, als sich die Geschichte zutrug, die ich auf diesen Blättern aufzeichnen will. Inzwischen hat die nahe Großstadt, die das nachbarliche Land mitsamt den Dörfern darauf verschlang und verwandelte, auch diese Stätte vernichtet. Ein mächtiges Maschinenschloß mit Türmen und hohen Kaminen steht an der Stelle des weißen Hauses, und darin toben Tag und Nacht in eiserne Kästen versperrte Schaufelräder und drahtumsponnene Stahlringe; der vordem so rauschende Fluß ist in ein enges Bett aus kahlem Zement gezwängt, die buschigen Uferhänge sind verschwunden, und dort, wo die alte Holzbrücke zitterte, ist ein festes Stauwehr. Die Wasser fließen jetzt zahm und nützlich dahin, Berligenfeld ist ein Vorort der Residenzstadt geworden und das Maschinenschloß hat die Sorge dafür übernommen, daß am Tage die Stadtbahnen ohne Pferde durch die Straßen rollen und daß zur Nachtzeit auf hohen Masten elektrische Lampen hellglühend aufbrennen können. Das Dörfchen aber ist nicht mehr, denn die Bauernhütten, die dereinst schmal und dunkel und wie in der schwarzen Erde der Obstgärten versunken an den Hügeln klebten, haben einer neuen Villenkolonie städtischer Beamter Platz machen müssen und nur die Kirche mit dem Friedhof darum, ein kleines in Efeu versponnenes Gotteshaus, in dem längst keine Messe mehr gelesen wird, ist als einzige Erinnerung an die Vergangenheit übrig geblieben. Hier sieht man auch an hellen Sommersonntagen oft die Stadtkinder und ihre Eltern mit ehrfürchtigen Gesichtern um einen verwitterten großen Denkstein stehen, auf dem sich ein bronzenes Kreuz erhebt, um das Denkmal der Gefallenen in der Berligenfelder Bauernschlacht. Und dies war der Stolz der Berligenfelder, daß sich im achtzehnten Jahrhundert in einer düsteren Landesstunde — als der Kurfürst mit seinen Soldaten im fernen Osten am Donaustrand gegen die Türken focht und der welsche Feind in die unbewehrte Heimat fiel — Berligenfelder Bauern an die Spitze der Freischaren stellten, um die Welschen zum Lande hinauszujagen. Mit schweren Jagdbüchsen und blanken Sensen rückte der treue Bauernzorn aus dem bergigen Hinterland zur Rettung der Hauptstadt aus. Aber schon bald hinter Berligenfeld begegnete er den Gewehrläufen der Schützenbataillone und den Lanzenspitzen der Reiterei. Wohl schlugen sich die vierschrötigen Bauern wie Helden, wohl brachten sie, die von dem Grimm und der Wut bis über menschliche Kräfte hinaus bewaffnet waren, viele der feindlichen Streiter vom Leben zum Tod, doch schwanden die rasenden Gewalthaufen bald auf ein schmächtiges Trüpplein zusammen, das sich am Ende des Tages auf dem Kirchhof von Berligenfeld verschanzte. Dort hielten sie stand, bis die Kanonen die Mauern wegräumten und die Lanzen und Gewehre die verbissenen Streiter auf die verwüsteten Kreuzhügel niederwarfen, wo sie sterbend über den Gebeinen der Toten zusammenbrachen. An ein halbes Tausend Oberländer Bauern verloren bei dem nutzlosen Kampfe ihr Blut, viele wurden in den Tagen darauf von